Bezugs-Preis
In der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 6, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlenerstraße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Königgrätzerstraße 116.
Fernsprecher Amt VI Nr. 3380.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 327. **Montag** den 30. Juni 1902. **96. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 30. Juni.

In dem Augenblicke, da der **Dreibund** erneuert ist, wirft sich ganz von selbst die Frage auf, welche Bedeutung die Erneuerung des mitteleuropäischen Bündnisses für Deutschland hat. Sofort fällt Einem dabei die kühle Auffassung ein, die Graf Bülow am 8. Januar d. J. im Reichstage über den Dreibund vertreten hat. Der Reichskanzler führte aus, daß der Dreibund heute für uns nicht mehr eine absolute Nothwendigkeit sei, weil im Zeitalter der Weltpolitik ein System der Gegengewichte sich herausgebildet habe, das naturgemäß auch ohne besondere Verabredung auf die Erhaltung des Weltfriedens hinziele. In diesem Urtheil steckte viel sachliche Richtigkeit, aber auch viel politische Taktik: je näher das Ende des Dreibundes heranrückte, um so weniger konnte das deutsche Reich auf dem mitteleuropäischen Markte als Patent erscheinen. Die kühle Haltung des Grafen Bülow hat ohne Zweifel erheblich dazu beigetragen, daß der Dreibund **unverändert** erneuert wurde. Und darin liegt sein Hauptwerth für Deutschland. Schon der Zeitpunct des Abschlusses beweist, daß vermieden wurde, den neuen Vertrag mit **handelspolitischen** Zusätzen zu bepacken. Das ist höchst wichtig und erfreulich. Ferner weiß man, daß **französische** Politiker, die auch in **Italien** ein Echo fanden, nachdem die Erneuerung des Dreibundes an sich feststand, mit tägyptischer Aufdringlichkeit verkündet haben, der neue Vertrag müsse in Ansehung Italiens „modificirt" werden, weil inzwischen die Beziehungen Frankreichs zu Italien sich wesentlich verbessert hätten. Da solche Modificationen unserem Interesse direct widersprachen, ist das Unterbleiben jeder Modification zu begrüßen. Was aber **Oesterreich** anbetrifft, so war es nicht ausgeschlossen, daß es die Gegnerschaft seiner Tschechen ꝛc. wider den Dreibund zu dem Versuche benützte, eine **Erweiterung des casus foederis** herbeizuführen und der Verpflichtung zur Abwehr eines russischen Angriffes die Verpflichtung auf österreichische Interessen im Orient hinzuzufügen. Da es, mit Bismarck gesprochen, nicht die Aufgabe des deutschen Reiches ist, seine Unterthanen mit Gut und Blut zur Verwirklichung derartiger Wünsche herzuleihen, muß das Unterbleiben einer Erweiterung des casus foederis um so mehr begrüßt werden, als es gleichzeitig ein Beweis dafür ist, daß die Beziehungen des deutschen Reiches zu **Rußland** gut sind; eine Entfremdung zwischen Deutschland und Rußland wäre die Voraussetzung für das Wachsen der österreichischen Ansprüche. Die Beibehaltung des unveränderten Dreibundvertrages kommt selbstverständlich auch den beiden anderen Contrahenten zu Gute, weil beide gleichfalls nach wie vor vom lästigen Verpflichtungen befreit bleiben. Weder sind sie genöthigt, ihre Land- und Seestreitkräfte auf einer bestimmten Höhe zu halten, noch sind sie gehindert, mit ihren Nachbarn gute Beziehungen zu pflegen. Hierin gerade und in dem rein defensiven Charakter des Dreibundes, der für keinen etwas Herausforderndes hat, liegt die Bedeutung des Bundes als einer starken Garantie für den Frieden und für die Aufrechterhaltung des status quo. Daß auch unter diesen Umständen der neue Dreibund nicht als ein für jeden Wechsel der Verhältnisse haltbares ewiges Fundament gehalten werden darf, daß er nicht von dem „toujour en vedette" befreit, hat Niemand unumwundener betont, als sein Schöpfer, Fürst Bismarck. Auch die heutigen Leiter der auswärtigen Politik des Reiches sind sich darin mit dem großen Kanzler ebenso einig, wie die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes selbst.

Auf dem letzten **Berufsgenossenschaftstage** ist beschlossen worden, an die verbündeten Regierungen das Ersuchen zu richten, die Bestimmungen des neuen **Gewerbeunfallversicherungsgesetzes** über die **Neuauffüllung des Reservefonds** wieder aufzuheben, da sonst die Industrie und namentlich das Kleingewerbe schwer getroffen und ein ungeheures Capital der wirthschaftlichen Verwerthung entzogen werden würde. Daraus, daß dieses Ersuchen an die verbündeten Regierungen gerichtet werden soll, könnte geschlossen werden, daß die letztere für die Belastung des Gewerbes mit den Neuausgaben für die berufsgenossenschaftlichen Reservefonds, die namentlich in den Zeiten wirthschaftlichen Rückganges stark drücken, in erster Reihe verantwortlich zu machen wären. Demgegenüber muß festgestellt werden, daß in dem Entwurfe zum neuen Gewerbeunfallversicherungsgesetze, den die verbündeten Regierungen zuerst dem Reichstage vorgelegt hatten, keine auf eine Aenderung der Vorschriften über die Höhe der Reservefonds abzielende Bestimmung vorgeschlagen war. Erst im **Reichstage** hat man der Industrie die neue schwere Belastung aufgepackt. Hier aber sind gerade Abgeordnete, die früher mit dem Berufsgenossenschaftstage in engem Zusammenhange standen, für weitere Anhäufung von Reserven zur Sicherung der Erfüllung der den Berufsgenossenschaften obliegenden Pflichten eingetreten. Ja, diese Abgeordneten beabsichtigten sogar, das Deckungsverfahren der Invaliditätsversicherung bei der Unfallversicherung einzuführen. Nur an einem ihnen entgegengesetzten energischen Widerstande, der wieder nicht vom Reichstage ausging, scheiterte diese Absicht. Die verbündeten Regierungen haben schließlich, um das Gesetz zu Stande zu bringen, der im Reichstage eingefügten Neuerung zustimmen müssen; sie aber, wie dies aus dem Beschlusse des Berufsgenossenschaftstages hervorzugehen scheint, für die schwere Belastung der Industrie, die auch wir als völlig unnöthig erachten, in erster Reihe verantwortlich zu machen, geht doch nicht an. Ob jetzt noch die schon für das Jahr 1901 praktisch durchgeführte Bestimmung über die Neuauffüllung der Reservefonds der Berufsgenossenschaften aufgehoben werden kann, ist mindestens zweifelhaft.

Im letzten Consistorium hat der **Papst**, und wahrscheinlich nicht zum letzten Mal, wieder auf das Anwachsen der **protestantischen Propaganda in Rom** hingewiesen und erklärt, er würde scharfe Mittel dagegen anwenden, wenn er nicht in seiner Freiheit beschränkt wäre. Die Schuld wälzt er damit auf die italienische Regierung, welche die freie Religionsübung in Italien, also auch in Rom, gestattet, oder vielmehr Jeden nach seiner Façon selig werden läßt. Der Vatican verlangt also damit von der italienischen Regierung, daß sie die Juden wieder bei ihrer Synagoge ins Ghetto einschließe, und die protestantischen Betsäle, von Kirchen wäre gar nicht zu sprechen, wie einst, in eine einsame Straße vor die Thore der ewigen Stadt verweise, damit sie kein Aergerniß bei den Rechtgläubigen erregen. Der Schmerz des Papstes ist allerdings, so wird dem „Schwäb. Mercur" aus Rom geschrieben, zu verstehen, denn in keiner anderen Stadt Italiens haben sich die Protestanten aller Schattirungen so schnell verbreitet, wie in Rom. In den neuen wie in den alten Stadtvierteln sind zahlreiche Kirchen, Betsäle, Asyle, Schulen, Bibliotheken, die ihr Entstehen besonders dem Gelde englischer und amerikanischer Protestanten verdanken. Darunter befinden sich mehrere Kirchen von durchaus italienischem Charakter, wie die vom Grafen Campello, dem ehemaligen Kanonikus von St. Peter, begründete katholische Reformkirche. In erster Reihe stehen natürlich die Methodisten, die über die größten Geldmittel verfügen. Ihre Vereinigungen werden nicht nur von Fremden, sondern auch von Italienern und sogar waschechten Romani di Roma fleißig besucht. Die Heilsarmee hat freilich bis jetzt noch nicht festen Fuß fassen können. Dagegen haben die Anglikaner einige mit großer Pracht ausgestattete Kirchen. Die Deutschen begnügen sich mit der Botschaftscapelle auf dem Capitol im Palazzo Caffarelli. Der Bau der Kirchen hat natürlich zu mancherlei Reibereien mit dem römischen Cardinalvikar Veranlassung gegeben, der sich zu einem geharnischten Protest veranlaßt fühlte, als in Trastevere Wand an Wand mit einer katholischen Kirche eine Baptistencapelle erbaut wurde. So etwas ist natürlich in einer Stadt, in der der Papst noch immer den Herrn spielen möchte, unerhört. Die Stadtbehörden ordneten denn auch richtig die Schließung der Capelle an, deren oberes Stock sich zum Theil über der katholischen Kirche erstreckte. Ein anderes Mal protestirte der Cardinalvikar, weil man gerade gegenüber dem Vikariatspalaste einen evangelischen Bethsaal eröffnet hatte, aus dem die Gesänge täglich an sein Ohr drangen. Dieses Mal aber gab die Behörde nicht nach und der Cardinal mußte sich an die verhaßten Gesänge gewöhnen. Der protestantischen Bewegung setzt der Vatican den „Bund zur Beharren im Glauben" entgegen, der vor sechs Jahren vom Cardinal Parocchi begründet wurde, der, nachdem er das Amt als Vikar niedergelegt, noch immer das sehr thätige Haupt des Bundes ist. Dieser Bund bekämpft durch Wort und Flugblätter den Protestantismus und richtet Schulen ein, in denen die fremden Sprachen unentgeltlich gelehrt werden. Er wird jedoch die weitere Verbreitung des Protestantismus nicht aufhalten können.

Ueber die **Zustände in Finland** lassen sich die „Times" Folgendes schreiben: Die vor Kurzem von den Kosaken in den Straßen von Finland begangenen Ausschreitungen haben der Welt ins Gedächtniß zurückgerufen, daß es noch eine finländische Frage giebt. Die officiellen Berichte lassen sich mit denen aus unabhängiger Quelle nicht vereinbaren. Im Verlaufe einer Woche habe ich in Helsingfors die Gelegenheit gehabt, die Aussagen verschiedener Augenzeugen mit einander zu vergleichen. Demnach scheint kein Zweifel darüber zu bestehen, daß die Angriffe der Kosaken ebenso brutal wie unprovocirt waren, da die Unruhen, die sich vor der Ankunft des Militärs ereigneten, nur geringfügiger Natur schienen. Die Kosaken schlugen mit ihren Knuten Greise, Frauen und Kinder unbarmherzig nieder und erzwangen sich den Weg durch das Portal der lutherischen Kirche, durch die Thüren von Privathäusern und selbst in das Hospital, um ihre Opfer zu verfolgen. Die Finländer haben sich noch nicht an die Regierungsmethoden gewöhnt, die in Rußland zur Anwendung gebracht werden, und vertheidigten sich natürlich wacker. Aber es war keineswegs auf ihrer Seite der Wunsch oder die Absicht vorhanden, einen Aufruhr herbeizuführen, und sie verließen den Platz, sobald die russischen Beamten eingewilligt hatten, die Kosaken zurückzuziehen. Die Finländer kämpfen einzig und allein für die Aufrechterhaltung ihrer alten Rechte, die von jedem russischen Kaiser seit der Annectirung des Landes im Jahre 1809 feierlich anerkannt worden sind. Sie vertrauen auf die Heiligkeit des Gesetzes und sind zu klug, um sich durch irgend eine ungesetzliche Handlung abschrecken oder provociren zu lassen. Aber die Entrüstung über die Vorfälle am 18. April ist darum nicht geringer, weil sie unter Controle gehalten wird. General Bobrikow versuchte vor einigen Jahren die Finländer zu überreden, daß die constitutionelle Regierungsform nur für eine kleine schwedische Parteigruppe von Nutzen sei, und daß für das Volk die patriarchalische Regierung der russischen Beamten weit besser sei. Die Vorgänge in Helsingfors haben der ganzen Nation den Werth dieser Vorstellungen vor Augen geführt. Die Haltung der Behörden, weit entfernt davon, das Volk einschüchtern zu können, hat es nur in seinem Vorsatze bestärkt, mit allen gesetzlichen Mitteln gegen die Handlungsweise der Petersburger Regierung und ihrer localen Agenten anzukämpfen. Man glaubt in Rußland vielfach, daß der Widerstand gegen die Angriffe auf die Verfassung nur von einer kleinen Gruppe schwedisch sprechender Adliger und Professoren der Universität Helsingfors ausginge, aber die Absurdität dieser Behauptung ist in überzeugender Weise durch die Recrutirungsberichte in diesem Jahre dargethan. In einem Lande, wo so zwangsweiser Militärdienst herrscht, giebt es kaum ein schwereres Verbrechen, als sich diesem Militärdienst zu entziehen. Das hat aber die überwältigende Mehrzahl der finnischen Recruten gethan. Es ist nicht einmal möglich gewesen, die genügende Anzahl von Doctoren zur Prüfung der Recruten aufzutreiben. Die russische Regierung hat nichts unversucht gelassen, um die Recruten zum Erscheinen zu veranlassen, aber bis zum 24. Mai hatten sich von den 10 047, die aufgefordert waren, erst gegen 5000 gestellt, und unter diesen war eine große Anzahl, die wußten, daß sie zum Dienste nicht tauglich waren. Wenn man die Folgen bedenkt, die ein Mann durch die Weigerung, sich zum Militärdienst zu stellen, auf sich ladet, so muß man zu der Ueberzeugung kommen, daß dies einer der bemerkenswerthesten Proteste ist, die jemals von einer Nation gegen ungesetzliche Handlungen seitens ihrer Herrscher ausgegangen sind.

Deutsches Reich.

△ **Berlin**, 29. Juni. (**Die Crefelder Husaren.**) Das Scherzwort des Kaisers in Crefeld und die Thatsache, daß Crefeld die von der Gemeindeverwaltung seit langer Zeit erstrebte Garnison unmittelbar nach der Anwesenheit des Kaisers erhielt, hat eine Fluth von politischen Auseinandersetzungen und Angriffen auf die Entscheidung des Monarchen hervorgerufen, wobei die „Hamburger Nachr." und Frhr. v. Zedlitz sich in schönster Harmonie mit der „Freis. Ztg." und dem „Vorwärts" befinden. Diesem Treiben gegenüber entgegnet die „Crefelder Ztg." in ihrer Freitag-Nummer in folgender ruhiger Darlegung: „Wir müssen gestehen: es ist denn doch ein starkes Stück, wenn ein Blatt wie die „Hamb. Nachr.", so willig auf eine durchaus haltlose Auffassung eingeht. Vom „Vorwärts" hat uns dies nicht gewundert. Er findet ja seinen Beruf darin, solche Gelegenheiten auszunützen, um gegen die Monarchie zu hetzen. Aber Herr v. Zedlitz und mit ihm die „Hamb. Nachr." sollten doch so viel Verantwortlichkeitsgefühl besitzen, daß sie sich über die Sachlage und den Zusammenhang der Dinge unterrichten, statt von der „Freis. Ztg." und dem „Vorwärts" ihre Meinung zu beziehen. Die Vernunft mußte Herrn v. Zedlitz von vornherein gesagt haben, daß es sich bei dem Scherzwort des Kaisers von den Leutnants, die er den Crefelder Damen schicken wolle, eben nur um einen Scherz handeln konnte. Wie sollte dem Kaiser im Ernst einfallen, ein Husaren-

Feuilleton.

Susanna.

Roman von B. Herwi.

Nachdruck verboten.

Fünftes Capitel.

Sie wählten den kürzesten Weg nach der französischen Hauptstadt und kamen an einem der ersten Septembertage dort an.

Das war die rechte Luft, das war das richtige Pflaster für Barnewitz.

„Mädel, es ist ein Jammer, daß wir nicht früher hergekommen sind", rief er wiederholt. „Was mußten wir in dem langweiligen München so lange bleiben, wochenlang auf den Bergen herumkraxeln, Natur schwärmen; hier erst hat man den Vollgenuß von allem Schönen, und was das Merkwürdigste ist, man fühlt sich gleich zu Hause, man wird nicht erdrückt, nein, man wird fortgetragen, erhoben, es ist, als ob aller Ballast von der Seele fiele ... Ja, der große Zola, der Göttliche, hat Recht, wenn er sein Paris emphatisch besingt ... Entsinnest Du Dich noch der Page d'amour? ... Die arme Mama las es so gern, o, ich höre noch ihre melodische Stimme: „Paris, Paris, da liegst Du vor mir in Deiner blendenden Schöne, im Glanz der untergehenden Sonne, welche die Zinnen vergoldet und die Straßen verklärt, Paris, Du glühest in Schönheit!"

Susanna lächelte über die Exaltation des Vaters, sie kannte ja seine überströmende Art zur Genüge. Die Mutter hatte manchmal über diese seltene Genußfreudigkeit sich amüsirt, den heiß geliebten Mann, den sie blind vergötterte, damit geneckt, daran mußte die Tochter jetzt denken. Wehmuth überfiel sie, eingedenk der warmen Neigung, die die Verstorbene dem Gatten entgegengebracht, sah Susanna Manches in milderem Lichte, was ihr sonst am Wesen des Stiefvaters unsympathisch, ja oft fast bedenklich erschienen wäre. Auch jetzt begnügte sie sich nur, zu sagen:

„Aber unsere Geldverhältnisse, Du meintest ja selbst, wir müßten nach Hause, damit nicht zu große Ebbe eintritt."

„Daraus sprach der sorgsame Hausvater, mein Kind", beruhigte er sie, „ich schreibe noch heute an meinen Bankier, wir sind noch nicht ohne Hilfsquellen; ja, ja, mein Sannchen, bedanke Dich nur bei Deinem vorsichtigen Vater, ich habe zur Zeit gut operirt, das kommt uns jetzt zu Statten."

Und er setzte sich augenblicklich hin, schrieb an seinen Bankier, dann brachte er den Brief selbst zur Post und versprach der Tochter, bei der russischen Gesandtschaft mit heranzugehen und nach Nachrichten von den Woronsow's zu forschen. Die Boulevards fesselten ihn mächtig.

Noch waren die Bäume in voller Blätterpracht. Die goldene Septembersonne warf ihren glänzenden Schein auf das saubere, weiße Pflaster. Die Zahl der eleganten Wagen, die ins Bois fuhren, der schwer bepackten Omnibusse, die dennoch schnell dahinrollten, war ganz enorm, dazwischen Promenirende, Müssiggänger, geschäftig Eilende, Verkäufer, die ihre Waaren anpriesen, Blumen, Früchte, die offenen Cafés mit den dicht besetzten Tischen, die eleganten Läden mit den kostbaren Erzeugnissen der Kunst, den unendlich variirenden Gegenständen des Welthandels ... wahrlich, ein überwältigendes Treiben, das, je höher die Sonne stieg, immer bedeutendere Dimensionen annahm.

„Ein Bild der Welt, im Rahmen zweier Häuserreihen", so citirte Barnewitz den Ausspruch eines Schriftstellers, der sich auch von dem Eindruck gebannt gefühlt hatte. Im großen Café, in der Nähe der Oper, ging es besonders lebhaft her. Habitués des Restaurants, Fremde, dazu Beschäftigte des Theaters, die soeben in großer Lebhaftigkeit, wahrscheinlich nach beendeter Probe, Erfrischungen genießen wollten, Damen und Herren, fröhlich plaudernd, lachend, coquettirend.

Guido Barnewitz hatte sich ein Plätzchen ausgesucht, von dem aus er Alles gut beobachten konnte. Behaglich hatte er sich zurückgelehnt, schlürfte seinen Mazagrin, an den er sich schnell gewöhnt hatte, zündete sich dann eine Cigarette an, sprang aber plötzlich, wie elektrisirt, auf und lief einem Herrn entgegen, der in schlaffer Haltung eben auf das Café zusteuerte ...

„Durchlaucht", rief er, den Hut lüftend, „welche Freude, Sie noch eher zu finden, als Nachrichten von Ihnen zu bekommen. Sie sehen mich auf dem Wege zur Botschaft ..."

„Ich komme von dort, Monsieur Barnewitz, habe auch meine Adresse für Sie abgegeben, ich wohne im Grand Hotel, will mich aber nicht lange aufhalten ..."

Alles an ihm war verändert, sein Aussehen, seine Sprache, die frühere Lebhaftigkeit verschwunden. Müde blickte er vor sich hin.

„Ich habe Schweres erlebt, seitdem wir uns getrennt ..."

Jetzt sah er Barnewitz an und begegnete fragenden, theilnahmsvollen, ja erschreckten Augen.

„Meine Frau ist todt."

Schwer fielen die Worte von den Lippen.

„Wenige Wochen, nachdem wir in Territé angekommen waren, erkrankte sie heftig, keine ärztliche Kunst war mächtig genug, zu helfen, ich mußte sie dahingeben und dort bestatten, ehe nur Einer der Ihrigen eintreffen konnte. Ich würde Sie und Ihr Fräulein Tochter benachrichtigt haben, wenn ich Ihre Adresse gewußt hätte, sie sprach noch viel von Mademoiselle Susanna, auch in den Phantasien von dem unvollendeten Bilde ... wie hatte sie sich auf das Zusammensein in Nizza gefreut, auf das zu malende Porträt ... hätte ich's nur, hätte ich's nur ..."

Er stöhnte es beinah vor sich hin, Barnewitz erschöpfte sich in Ausdrücken des Bedauerns.

„Wollen wir zu meiner Tochter gehen, mon prince", schloß er die Beileidsbetheuerungen, „bei ihr werden Sie rechtes Verständniß und warmen Trost finden."

Es paßte Barnewitz durchaus nicht in seine Pläne, sich die frohe, genußsuchende Stimmung durch den trauernden Wittwer, und wenn er auch ein Fürst, dessen Verkehr mit ihm Relief geben konnte, verderben zu lassen, mochte die sentimentale Susanna, die wirkliche Freundschaft für die kranke Frau empfunden hatte, sich des Betrübten annehmen, er hatte ja zum Glück gesagt, daß er sich nicht lange in Paris aufhalten wollte.

„Wo finde ich Mademoiselle?" fragte der Fürst.

„Meine Tochter wollte früh in die Gemäldegalerie des Louvre gehen. Dort wird sie wohl ihr Standquartier errichten ... wenn es recht ist, Durchlaucht ..."

Der Fürst nickte und beide Herren schritten durch die Avenue de l'Opéra dem Louvre zu.

Susanna war schon gleich nach der Trennung von Barnewitz in das Museum gegangen und hatte dort im Anblick der Kunstobjecte, der unbeschreiblich schönen Venus von Milo, der wehmüthig stimmenden Erinnerungen und endlich beim Durchwandern der Gemäldesäle schöne, herrliche Stunden verlebt.

Es war ein so klarer, sonniger Tag, daß die Beleuchtung für die einzelnen Bilder oft überraschend günstig war, dennoch durchwanderte Susanna die Säle heute sehr schnell, sie wollte nur einen Gesammteindruck des Ganzen erhalten, um sich später orientiren und nach einander die Sculpturen, die Alterthümer, die Gemälde aufmerksamer studiren zu können.

Dennoch ward ihr Fuß hier und da aufgehalten, ein Rafael, ein Tizian, ein Murillo ... ja, konnte man daran so schnell vorübereilen!"

„Gott, ich danke Dir", flüsterte sie, „daß Du mich diese Schönheiten sehen läßt, o, könnte ich doch lange hier weilen, welche Schätze birgt dieses Schloß, welche Fülle, welche Anregung."

Der Katalog half ihrem Wissen nach, Stunden waren ihr wie im Fluge vergangen, sie verspürte keine Müdigkeit, mit hochrothen Wangen, blitzenden Augen, eilte sie von Bild zu Bild, von Saal zu Saal.

Plötzlich blieb sie vor einem mittelgroßen Frauenporträt stehen und betrachtete mit stetig wachsendem Interesse die wunderbare Farbenpracht des Haares, den süßen Ausdruck des Gesichtes.

Das Mädchen oder die junge Frau, die in idealer Pracht da porträtirt war, hielt mit der linken, feinfingerigen Hand die schweren, noch bräunlichen Haarmassen, während die Rechte glättend darüber fuhr.

Es war nicht allein die Aehnlichkeit des goldig glänzenden Kopfschmuckes mit dem der Fürstin Woronsow, nein, Susanna war frappirt durch die fast gleiche Stellung ...

Damals die leidende Frau vor dem Spiegel ... und jetzt hier das sehnsuchtsvoll blickende schöne Geschöpf in derselben Beschäftigung, fast jede Linie eine der andern gleich.

„Märchenporträt aus der flämischen Schule", sagte ihr der Katalog. ... Auch in den sanften, dunklen Augen war etwas Aehnlichkeit. Ah, Woronsow's müssen es selbst sehen, sobald sie angekommen, sie wollte es ihnen zeigen und sich an dem Erstaunen weiden ...

„Ah, la voilà", hört sie eine Stimme sagen ...: Sie wendet sich und erblickt den Vater am Eingang des Saales ... mit einem fremden Herrn, nein, das ist kein Fremder, trotzdem das Antlitz so bleich, der blonde Bart grauer geworden ... der Fürst Nicolai. ... Sie geht den Beiden entgegen, dann bleibt sie erschreckt stehen ... Dies kummervolle Gesicht ... Trauerflor am Arm, auf dem Hut ... Sie sieht ihn angstvoll an, ihre Lippen beben, bringen aber kein Wort hervor; er liest die stumme Frage in ihren Augen und neigt sein Haupt.

„Ich habe sie verloren, Mademoiselle, unter Lächeln